

# Vom Leben und Sterben des Ernest Hemingway

Zu A. E. Hotchners Buch über den grossen amerikanischen Schriftsteller / Von Walter J. Kamm

»Was Ernest so einzigartig macht, ist wahrscheinlich, dass er die Zeit gefunden hat, alles das im Leben zu tun, wovon die meisten Männer nur träumen«, sagte Marlene Dietrich einmal über ihren Freund. »Er hatte den Mut, die Initiative, die Zeit und die Lust, die Welt zu bereisen, alles Erlebte zu überdenken und zu verarbeiten, darüber zu schreiben und es wieder erstehen zu lassen, mit Gefühl und Verstand.«

Der junge Aaron E. Hotchner brauchte nicht ausschliesslich davon zu träumen. 1948 traf er in seiner Eigenschaft als Redaktor der Zeitschrift »Cosmopolitan« Hemingway erstmals, wurde dessen vertrauter Freund und hatte in den vierzehn Jahren bis zu Hemingways Tod sehr oft die Zeit und Gelegenheit, den Dichter auf Kuba oder in Ketchum, Idaho, zu besuchen oder ihn auf langen Reisen durch Europa, vorwiegend Paris, Venedig, Südfrankreich und Spanien, zu begleiten. Der Leser begegnet nun Hemingway bei unzähligen Abenteuern, auf der Jagd in Afrika und Idaho, bei Pferderennen in Auteuil, Stierkämpfen in Pamplona und Saragossa. Wir begegnen mit ihm seinen vielen Bekannten, schauen ihm beim Schreiben auf seiner »Finca« bei Havanna über die Schulter und lauschen seinen Erzählungen, die er mit Humor und in seiner so faszinierend-eigenartigen Sprache (»hemingwaysch«) vorträgt. Hotchners Buch ist das fruchtbare Resultat dieser Gespräche und Reisen während der letzten vierzehn Lebensjahre Hemingways.

## »Verrat an einer Freundschaft?«

Diese Frage wurde in Amerika – wo man das Buch als »aufwühlend und stellenweise schockierend« bezeichnete – sogleich erhoben. Nun, Hotchner war ehrlich – so ehrlich, wie man einem Freund gegenüber sein soll. Soll man ihn nun verurteilen, weil er von Anbeginn ein Tagebuch über seine Begegnungen mit Hemingway führte, zeitweise sogar die Gespräche auf Tonband festhielt? (Hemingway selber wusste übrigens davon.) Auf diese Art wurde die ausserordentlich lebendige Gestaltung des Buches erst möglich; es besteht denn auch zu einem grossen Teil aus »Papask« Gesprächen und Erzählungen, die fast ausnahmslos in direkter Rede wiedergegeben sind.

Je mehr der grosse Erzähler trank, desto mehr redete er, und je weniger er schrieb, desto mehr erzählte er. Ueber alles: Sein Liebesleben, das vergangene und gegenwärtige; Kriege und Wunden, physische und psychische; alte Freunde; das Schreiben; die wahre Identität der Charaktere in seinen Büchern; seine Familie – Eltern, Ehefrauen (er hatte vier) und Kinder; alles. Ist nun Hotchners Offenbarung dieser vertraulichen Mitteilungen, und besonders der erschütternde Vierte Teil des Buches, worin er in schlichter Sprache den genauen Hergang von Hemingways langem Weg zum Selbstmord wiedergibt (ich komme noch ausführlich darauf zu sprechen) – ist das »Verrat an einer Freundschaft?« Zumindest Hemingways Witwe denkt so. Doch nach der Lektüre des mit Wärme und Verehrung für den grossen Freund geschriebenen Buches kann ich die Frage eindeutig verneinen. Und leben wir nicht in einer Zeit, da ein Lord Moran, um der historischen Wahrheit willen, die intime Krankengeschichte seines Patienten Winston Churchill veröffentlichten darf?

Es kommt nicht oft vor, dass ein Schriftsteller einen Freund hat, der zugleich auch Beobachter sein und bleiben kann – ein Freund zudem, der lebendig, mit Gefühl und doch objektiv des Mannes Leben, seine Grösse und seinen Tod beschreiben kann. Hotchner, der erst durch Hemingway dazu gebracht wurde, sich hauptberuflich der Schriftstellerei zu widmen, wobei er viele von dessen Kurzgeschichten (mit massigem Erfolg) für das amerikanische Fernsehen dramatisierte, schuf mit »Papa Hemingway«, wenn die Sprache auch oft wie Hemingway aus zweiter Hand klingt, ein erstaunlich gutes Werk. Dass er »Papa« als wahren Freund liebte, kann niemand bezweifeln, ebensowenig, dass Hemingway Hotchner gern mochte und ihm vertraute.

Hotchner nennt sein Buch »eine persönliche Erinnerung«; er wollte also nicht eine weitere »Biographie« verfassen. Die »einzige offizielle«, von Mary Hemingway autorisierte Hemingway-Biographie von Carlos Baker ist immer noch in Arbeit, und man darf annehmen, dass »Miss Marys« Intervention gegen Hotchner auch in diesem Sachverhalt eine Wurzel hat.

»Papa Hemingway« erinnert in seiner Gestaltung an das kurze, berühmte Hemingway-Profil von Lillian Ross. Wenn es dessen packende Intensität auch nicht immer erreicht, so hat es

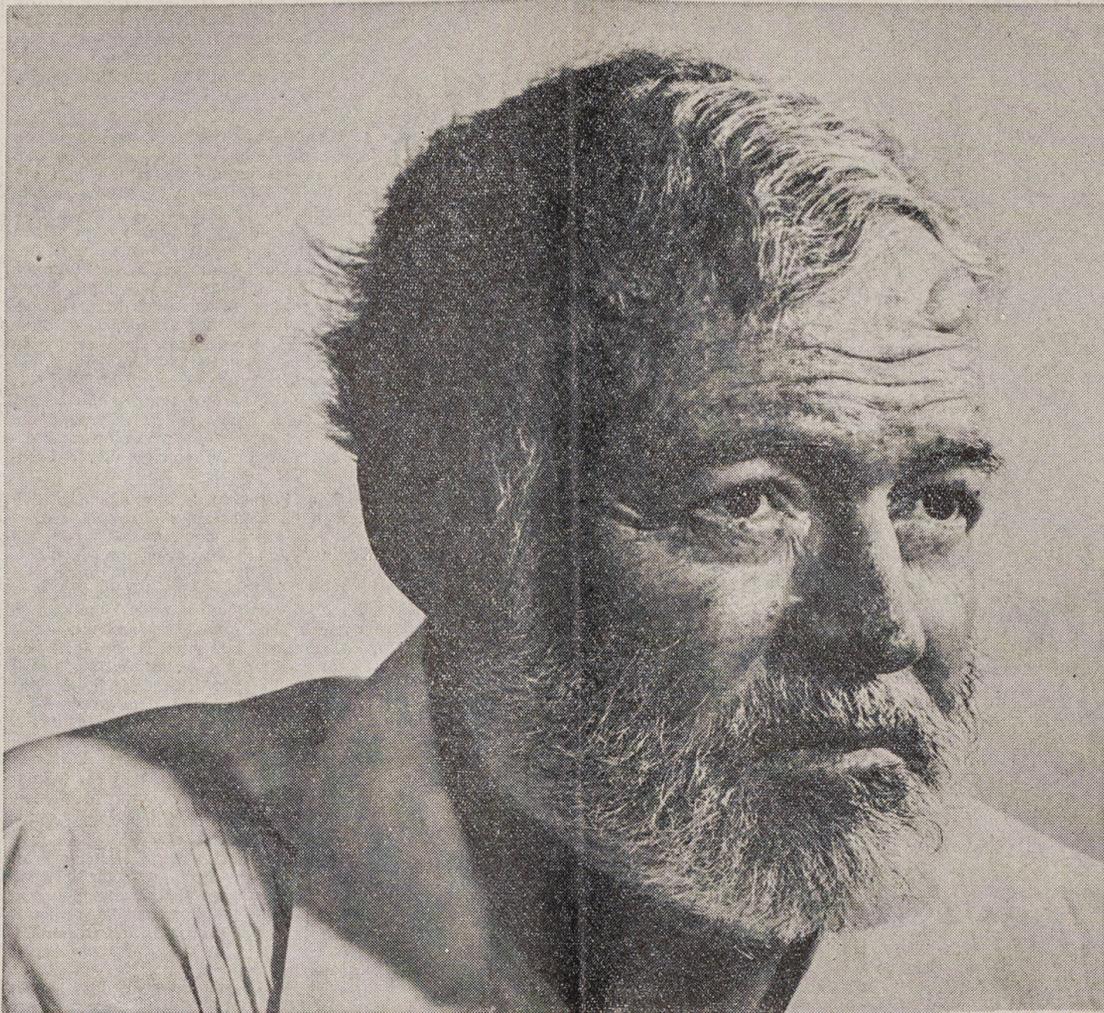


Foto: Karsh (Ottawa)

Schon vor der Veröffentlichung machte A. E. Hotchners Erinnerungsbuch »Papa Hemingway« dieses Frühjahr Schlagzeilen – durch einen Prozess, den Mary Hemingway, die Witwe des Schriftstellers, gegen Hotchner angestrengt hatte, um dem Verlag die Publikation des Buches zu verbieten. Doch weder ihr erstes Argument – »schamlose Bemächtigung meines Privatlebens« – noch das zweite, sachlichere – Hotchner habe Hemingways gesprochene Worte verwendet, die als dessen geistiges Eigentum angesehen werden müssten und deshalb unter den Urheberrechtsschutz fielen – hatten Erfolg; der Oberste Gerichtshof des Staates New York lehnte ihre Klage ab. Abgesehen von dieser publizitätsträchtigen Intervention ist »Papa Hemingway«, das in diesem Herbst auch deutsch (beim Piper-Verlag, München) erscheinen wird, ein sowohl literarhistorisch aufschlussreiches Werk wie auch – und das vor allem – ein äusserst eindringliches Dokument über einen der einflussreichsten und meistgelesenen Schriftsteller unseres Jahrhunderts.

dafür den Vorzug, mit mehr Einfühlungsvermögen geschrieben worden zu sein. (Hemingway selber bezeichnete übrigens jenes »Profil« als völlig misslungen und entstellend.) Jedenfalls ist Hemingway auf jeder Seite ganz »da«; Hotchner beschreibt sehr wenig, gibt praktisch keinen Kommentar, sondern reihte einfach Handlung an Handlung, wie einzelne Szenen eines Filmstreifens; und obwohl der so abrollende Film sehr unvollständig ist, gelang es Hotchner durch eine geschickte Montage, ein umfassendes, abgerundetes Bild seines Helden zu zeichnen. Da-

durch ist sein Buch als Lektüre so viel interessanter als irgendeine andere, noch so vollständige Hemingway-Biographie.

Hotchner hat, nebenbei gesagt, mit diesem Buch sein Glück gemacht. Wie vorauszusehen war, hält »Papa Hemingway« seit seinem Erscheinen eine Spitzenposition auf den amerikanischen Bestsellerlisten. Es wurde zum »Buch des Monats« gewählt, seine Auflage geht in die Hunderttausende, und allein die »Saturday Evening Post« zahlte fünfzigtausend Dollar für den teilweisen Vorabdruck.

## Das grosse »Warum?«

»Am 2. Juli 1961 richtete ein Mann sein Gewehr gegen seinen Kopf und tötete sich«, schreibt Hotchner im Vorwort zu seinem Buch, »ein Mann, der alles besass, um was man einen Mann beneiden kann: den Nobelpreis, über hunderttausend Dollar Einnahmen im Jahr, ebensoviel Lust am Leben und am Abenteuer wie Genialität, ein Haus in den Sawtooth-Bergen von Idaho, wo er im Winter jagte, eine Wohnung in New York, wie auch je ein ständig zu seiner Verfügung stehendes Appartement im Hotel »Ritz« in Paris und im »Gritti« in Venedig, eine Jacht mit Spezialausrüstung zum Fischfang im Golf von Mexiko, keine ernsthaften physischen Krankheiten, eine gute Ehe und treue Freunde auf der ganzen Welt. – Wie kam es zu diesem unbegreiflichen Geschehen? Warum?«

Hotchner erklärt auch, er könne die Frage nach dem »Warum« nicht beantworten. Niemand könne es. Wenn er nun über Hemingways Leben erzählt, muss er folgerichtig auch über dessen Tod und die Ereignisse, die ihm vorangingen und offenbar verursachten, berichten. Bei der Entscheidung, ob er überhaupt darüber schreiben sollte, leitete ihn schliesslich Hemingways eigener Grundsatz: »Stets die ganze Wahrheit sagen, nichts unterschlagen, dem Leser alles schildern, wie es sich wirk-

lich ereignet hat, die Verzückung und den Kummer und die Reue und wie das Wetter war, dann findet mit ein wenig Glück der Leser seinen Weg in das Herz der Dinge.« Dass Hotchner ehrlichen Herzens dieses Ziel verfolgte, ist offensichtlich, und es ist wohl nicht möglich, näher, dichter an das »Warum« heranzukommen.

## Zwischen Kilimandscharo und Pamplona

In den letzten Jahren ist Hemingway wohl etwas »aus der Mode gekommen«, aus den Diskussionen verdrängt worden, von den propagandatüchtigen Formalisten des »Nouveaux«, »Anti«, »Gegenwarts« oder »abstrakten« Romans und wie die »modernen« Richtungen alle heissen. Doch wird es eine Hemingway-Renaissance geben, vielleicht nicht schon jetzt, vielleicht erst in fünf oder zehn Jahren, und es wird interessant sein, dann die neuen Reaktionen zu verfolgen. Als treuer Hemingway-Leser, der diese Zeilen zwischen einer Ostafrika-Safari und einer neuen Fahrt zu Spaniens Stierkampf-Arenen schreibt, wage ich diese subjektiven Bemerkungen. Wenn ich ihn auch nur einmal persönlich traf und noch nicht mal zwanzig war, als er starb, so

ist es mir doch immer so vorgekommen, als hätte mich »Papa« als ein persönlicher Freund verlassen. Jeder wahrhaft gute Schriftsteller – und Hemingway war einer der besten –, der seine Leser so intensiv an seinem Leben teilhaben lässt, gehört ebenso zur Familie von unzähligen seiner Leser. In diesem wohl entscheidenden Sinne gehören Leben und Tod des Schöpfers eines die ganze zeitgenössische Literatur nachhaltig beeinflussenden Stils nicht nur ihm selber oder seiner Familie, sondern der ganzen Welt. Und wenn es einem trotzdem schwerfällt, Hotchner für sein Buch dankbar zu sein, so ist das, weil er, wenn auch mit Liebe und Erbarmen, doch eine schmerzhaft Geschichte erzählt.

## Der fatale Nobelpreis

Hemingways abenteuerliches Leben wurde schon zu seiner Lebenszeit zur Legende. Hotchners Buch nun enthüllt (wenn auch auf schlichte Art) manches, stellt aber auch wahre Ereignisse und Legenden an den richtigen Platz. In den ersten drei Vierteln des Buches, die Zeit von 1948 bis 1959 umfassend, führt er uns durch einen wild-bewegten, herrlich-bunten Katalog von Reisen und Abenteuern, die er an »Papask« Seite erlebte. Wo auch immer Hemingway auftaucht, ist etwas los. Sein Humor und seine Lebensfreude in jenen Jahren sind ungebrochen, und er erinnert sich gern an die »guten alten Zeiten« der zwanziger Jahre in Paris, als er beispielsweise im Jardin du Luxembourg Tauben tötete, um als junger, unbekannter Schriftsteller mit Frau und Kind nicht zu verhungern, oder an seine ungezählten Abenteuer in verschiedenen Kriegen.

Doch waren dies nicht Hemingways fruchtbarste Jahre; Ruhe zum Schreiben fand er nur auf seiner »Finca« bei Havanna. Dort entstanden mittlerweile »Ueber den Fluss und in die Wälder«

(von dessen negativen Kritiken er sich erstmals stark deprimieren liess) und »Der alte Mann und das Meer«, das ihm den Pulitzer- und den Nobelpreis einbrachte. Dieser Nobelpreis hätte ihm, dem eigenartigerweise sehr pressenscheuen, ja sensiblen Menschen, nicht unerwünschter sein können: Nachdem er sich von den Verletzungen zweier Flugzeugabstürze in Ostafrika erst halbwegs erholt und vielerlei persönliche Schwierigkeiten überwunden hatte und endlich zurück am Schreibtisch war, so mitten im Schreiben, ging der Nobelpreis-Rummel los, der ihn buchstäblich beinahe zur Verzweiflung trieb. Wenn er zwei Dinge hasste, dann waren es a) Leute, die ihn beim Schreiben unterbrachen (solche kamen jetzt in ganzen Horden oder riefen ständig an), und b) Presseleute, die ihn interviewen wollten (oft mit versteckten erpresserischen Drohungen). Diese negativen Auswirkungen des Nobelpreises schädeten seiner Gesundheit und seinem Schreiben mehr, als irgend jemand ahnte. Er selber wusste es.

## Dichtung und Wahrheit

»Das ist das Wunderbare an Ernest: er kniet sich richtig in die Probleme seiner Freunde hinein, um ihnen helfen zu können«, sagte einst Marlene Dietrich, und das ist wohl ein Hauptgrund, dass Hemingway so viele treue Freunde in aller Welt hatte. Viele von ihnen besuchen wir zusammen mit Hotchner, darunter vor allem »Coops« (Gary Cooper, der dann nur sieben Wochen vor »Papask« Tod an Krebs sterben sollte), »das Kraut« (Marlene Dietrich), Ingrid Bergmann, Ava Gardner, Adriana Ivancich (das Modell für die Renata in »Ueber den Fluss...«) und die berühmten Stierkämpfer Antonio Ordoñez und Luis Miguel Dominguin. Wer noch nicht wusste, wie ehrlich und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen Hemingway den Leuten, die er nicht mochte, sagte, was er von ihnen hielt, wird schockiert sein über gewisse seiner Aussprüche gegenüber »Berühmtheiten«.

Ebenso freimütig plauderte er über seine Beziehungen zu Frauen, seine vier Ehefrauen inbegriffen. Wahr ist, was er über eine seiner »Töchter«, Marlene Dietrich, sagte: »Das Komische mit 'Kraut' und mir ist, dass wir uns seit 1934 lieben, aber nie miteinander ins Bett gegangen sind. Wir sind die Opfer einer falsch synchronisierten Leidenschaft...« Nur ein Intermezzo war beispielsweise seine aufregende Begegnung mit Josephine Baker. Doch viel pikanter ist seine Erzählung über die Nacht, da er (angeblich) dem damals berüchtigsten Gangsterboss von New York, Legs Diamond, die Braut ausspannte. Schon sehr fragwürdig ist seine Behauptung, einen afrikanischen Sohn zu haben, obwohl er Photos seiner schwarzen »Braut« vorzeigte; doch die einzige nachweisbare Unwahrheit ist im »Abenteurer« mit Mata Hari nachzuweisen, da die 41jährige Spionin 1917 hingerichtet wurde, also ein Jahr bevor Hemingway, damals 18jährig, 1918 erstmals nach Europa kam.

In diesem Zusammenhang könnte man seine »Zwei Gesetze der Literatur« zitieren: »Erstens, wenn du einen Roman schreibst und zwischendurch lieben gehst, gerätst du in die Gefahr, das Beste für deinen Roman im Bett zu lassen. Und zweitens: Mit der Ehrlichkeit eines Autors ist es wie mit der Unschuld bei einer Frau – wenn sie einmal verlorengegangen ist, erlangt man sie nie wieder.«

Hemingway hatte der Welt ein Bild von sich als Superheros gegeben – zusammengesetzt aus der übertriebenen Darstellung wirklicher Ereignisse und dem »Image« jedes einzelnen Helden seiner Bücher. In Wirklichkeit war er kein unverwundlicher Sportsmann und Boxer, sondern ein Mensch mit empfindlichen Nerven, der es als eine seiner Lebensaufgaben zu betrachten schien, diese Schwäche zu überwinden. Wollte man brutal ehrlich sein, hätte man ihn fragen müssen: Was soll all das Gerede über die italienische Front im Ersten Weltkrieg (und welche »Front« es war! Sicher die am wenigsten gefährliche der Kriegsgeschichte...), den Spanischen Bürgerkrieg (und General Modesto verliebte sich in »Miss Mary«, da forderte Hemingway ihn zum Duell, das dann »leider« doch nicht stattfand...), den Zweiten Weltkrieg (seine Hürtgenwald-»Anekdote« oder die in Wirklichkeit völlig unkriegerische »Einnahme« des Hotels »Ritz«...) oder Korea (Hotchner zitiert Hemingway: »... er bedauere zutiefst, nicht dabei zu sein im Korea-Krieg – dem ersten Krieg seines Landes, den er verpasste...« – und damit wohl ein Abenteuer in Peking selbst?).

Wollte man auf diese Weise fortfahren, bestünde Gefahr, dass vom Superhelden (abgesehen von seinen menschlichen Qualitäten) nichts übrigbliebe als ein abenteuerlustiger Mann, der das

Leben genossen wollte, zuviel trank und zum Show-Man wurde, der aber auch einer der grossen Schriftsteller dieses Jahrhunderts war, eben: ein guter Geschichtenerfinder. Um die Zuschauer im Welttheater zufriedenzustellen, musste er ihnen geben, was sie verlangten: eine Handvoll Schlagzeilen und Sensationen für einen Sackvoll Dollars. (Er wusste sehr genau, dass der einmalige Abdruck eines relativ kurzen Artikels von ihm dreissigtausend Dollar wert war, und wenn der Artikel schliesslich Buchlänge erreichte, eben hunderttausend Dollar.) Das ging genau, bis er sechzig war; jene ausgelassene, berühmt gewordene Geburtstagsfeier im Juli 1959 in Malaga war der Schlusspunkt. Dann konnte er mit der legendären Figur, die für Hemingway gehalten wurde, nicht mehr Schritt halten.

### Zerfall eines grossen Geistes

In jenem Jahr, im Sommer 1959, hatte Hemingway die letzte »good time« seines Lebens, als er die beiden rivalisierenden Matadore Luis Miguel Dominguez und Antonio Ordoñez (den er wie einen eigenen Sohn liebte) in Spanien von Corrida zu Corrida begleitete. Dann begann seine Quälerei mit dem Manuskript zu »The Dangerous Summer«, das ursprünglich ein 5000 Worte umfassender Artikel für »Life« werden sollte, sich aber auf über 108 000 Worte ausdehnte und schliesslich auf 40 000 Worte verkürzt werden musste. Hemingway hatte seine bekannte Selbstdisziplin und Kontrolle über die Arbeit verloren.

Zum schweren Schlag, sein geliebtes Heim auf Kuba wegen des Castro-Regimes aufgeben zu müssen, kamen nacheinander einige offenbar nur eingebildete physische Leiden und (völlig unbegründete) schwere Sorgen wegen seiner finanziellen Lage. Er kam aus seinen Depressionen nicht mehr heraus, schrie Leute grundlos an, war überzeugt, eine Fluggesellschaft würde ihn mit Uebergepäck nicht annehmen, glaubte, einer seiner besten Freunde wolle ihn umbringen.

So begann es, und es wurde je länger desto schlimmer: Seine Briefe wurden verworren, die Handschrift völlig verändert und fast unleserlich; er hatte Wahnvorstellungen, fühlte sich ständig von FBI-Agenten beschattet und von den Steuerbehörden verfolgt, glaubte, sein Telefon sei angezapft und seine Post würde kontrolliert; er vertraute nicht einmal mehr seinen engsten Freunden, mit Ausnahme von Hotchner. Er sprach ständig davon, sich zu zerstören, und schliesslich wurde er unter dem (unwahren) Vorwand eines körperlichen Leidens zu einem Aufenthalt in der berühmten Mayo-Klinik in Rochester überredet, wo er dann aber psychiatrisch behandelt wurde, hauptsächlich mit Elektroschocks. Es war also nicht so (wie bisher stets behauptet wurde), dass ihm sein Körper im Stich gelassen hatte – sondern es war vor allem sein Geist.

Doch auch nachdem er (zu früh) nach Hause entlassen wurde, litt er weiter an Depressionen, Halluzinationen und Verfolgungswahn. Doch vielleicht das Schlimmste für ihn war der (eventuell auch nur eingebildete?) Verlust der Fähigkeit zu schreiben. Er, der einst gesagt hatte: »Nur drei Dinge in meinem Leben tat ich wirklich gern: Jagen, Schreiben und Lieben«, und ein anderes Mal: »Schreiben ist die einzige

Sache, die mir das Gefühl gibt, meine Zeit auf dieser Welt nicht mit Herumstehen zu verschwenden«, und: »Ein Champion kann nicht in den Ruhestand treten wie andere Leute... – Wie geht ein Schriftsteller in den Ruhestand?« – dieser Mann sagte nun immerfort, er könne nicht mehr schreiben, und es gäbe nichts mehr, wofür es sich zu leben lohne. Er hatte aufgegeben.

Tatsächlich hatte er sich über Jahre hinweg mit dem »Paris-Buch« abgequält (das dann einige Jahre nach seinem Tod unter dem Titel »Paris – ein Fest fürs Leben« veröffentlicht

ihm verschriebene Diät genau, obwohl er nur noch 78 Kilo wog, anstatt der üblichen hundert.

Doch welchen Effekt hatten die vielen Einflüsse des Gewissens? Sein Vater, ein angesehenen Arzt, hatte sich 1928 unter tragischen Umständen erschossen, und Jahre später erhielt Hemingway von seiner Mutter (die er verabscheute) zur Weihnachtszeit ein Paket, das den Selbstmordrevolver seines Vaters enthielt; Hemingway sagte selber darüber, er habe nie gewusst, ob dies ein Omen oder eine Prophezeiung sei.

darüber klar wird, dass er die Bücher und die Geschichten nicht mehr schreiben kann, die er sich versprochen hat? Dass er überhaupt nichts mehr von alledem tun kann, was er sich in den guten Tagen versprochen hat?«

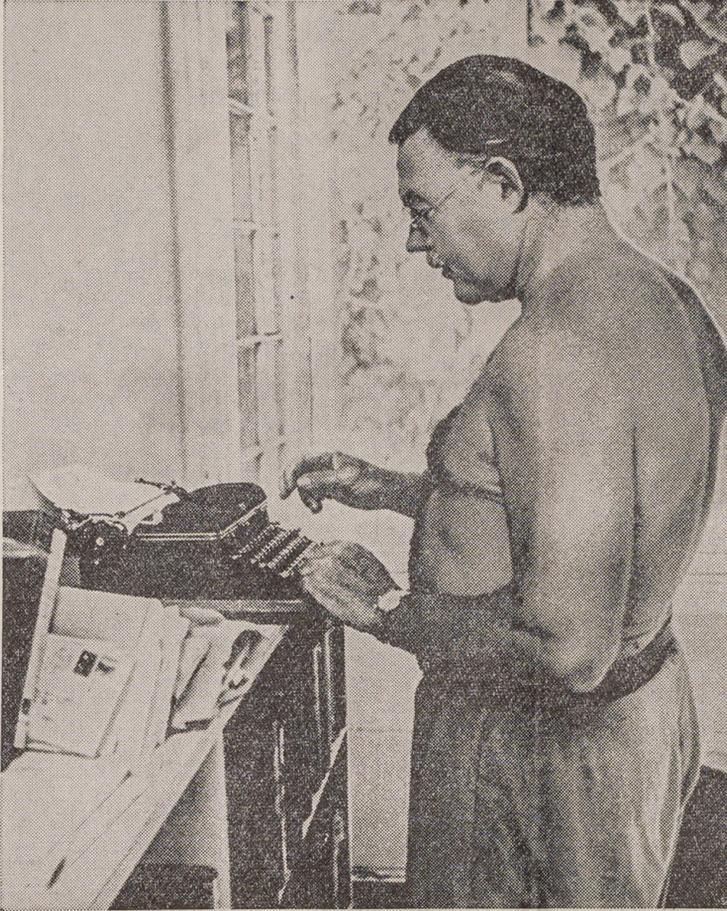
Die Behandlung in der Klinik zeigte wiederum keinen wesentlichen Erfolg. »Es spielt keine Rolle, ob ich einen Tag oder ein Jahr oder zehn Jahre nicht schreibe – solange ich weiss, dass ich schreiben kann. Aber nur ein einziger Tag, ohne das zu wissen, oder dessen nicht sicher zu sein, ist eine Ewigkeit...«, waren Hemingways Worte in jener Zeit. »Hotch, wenn ich nicht zu meinen eigenen Bedingungen leben kann, ist das Leben für mich unmöglich. Verstehst du? So habe ich gelebt, und so muss ich leben – oder nicht leben.«

Hemingway, der sein ganzes Leben nie ohne Talisman gewesen war, gab diesen – Hotchner hatte ihn ihm vor über einem Jahrzehnt gegeben – seinem Freund bei dessen letztem Besuch in Rochester zurück. Und zwischen seinen völlig unbegründeten Sorgen und Ängsten und den Wahnvorstellungen über die ständige Bespitzelung durch FBI-Agenten (mit Aerzte-Mänteln getarnt...) – in einer Stunde, da er diese Phantastereien vergass, sagte er den so bezeichnenden Satz: »Was will ein Mann vom Leben? Gesund bleiben. Gut arbeiten. Essen und Trinken mit seinen Freunden. Sich im Bett vergnügen. Doch ich habe nichts von alledem. Verstehst du? Keine einzige dieser Freuden.«

Sein Selbstmord war offensichtlich nur noch eine Frage der Zeit – aber hätte er nicht doch verhütet werden können? Die hochangesehene Mayo-Klinik, die in Hotchners objektivem Bericht ohnehin schlecht wegkommt, entliess ihn plötzlich – obwohl mitten in einer Spezialbehandlung stehend – mit verdächtiger Eile nach Hause – in sein Haus in Ketchum, das ein ganzes Regal voller Jagdflinten und Munition enthielt. Am 2. Juli 1961, dem ersten Morgen nach seiner Rückkehr, beim Erwachen eines schönen Sommertages, nahm Hemingway sein Lieblingsgewehr aus dem Regal, und ein Schuss zerschlug die frühmorgendliche Stille.

Ist es wirklich so schwer, die Wahrheit zu sehen und zu sagen? Fast fünf Jahre lang hielt Mary Hemingway an ihrer Version fest, wonach »Papa« einem Unfall bei den Vorbereitungen zu einem Jagdausflug zum Opfer gefallen sein. Im März dieses Jahres endlich erklärte sie: »Der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, hätte mir die Nerven zerrissen. Aber es war wohl so, dass Ernest nicht der Typ war, im Bett an einer Krankheit zu sterben. Er hat sich erschossen.« – Doch wird auch jetzt noch das Bild vom ehrenvollen Tod des tapferen Kämpfers aufrechterhalten.

Hatte Hemingway für seine Lügen zu sterben, als er sich die doppelläufige Flinte in den Mund steckte und abdrückte? Nun, etwas in dieser symptomatischen »amerikanischen Tragödie unserer Zeit« wird deutlich; Hemingway zerstörte sich selber: durch exzessives Sichgehenlassen in Phantasterei und Selbsttäuschung, indem er an die Delirien seines eigenen Ichs zu glauben begann, das sich mit zunehmender Hysterie gegen die Leere aufrechtzuhalten versuchte. Der Gewehrschuss vervollständigte die Arbeit nur. Es war ein Akt des ergebnislosen Ergebens, das schliessliche Erliegen gegenüber einem unheilbaren Katzenjammer.



Hemingway an der Schreibmaschine

wurde), resignierte aber schliesslich doch: »Ich bring' es nicht zustande. Weder diesen Herbst noch nächstes Frühjahr oder in zehn Jahren. Ich kann einfach nicht. Dieses wundervolle, verdammte Buch, und ich kann es nicht beenden.«

### Das Sterben des alten Mannes

Die Kur in Rochester war erfolglos. »Diese ‚Elektroschock-Aerzte‘ wissen gar nichts über Schriftsteller und Dinge wie Gewissensbisse und Zerknirschung und wie sie sich auf Schriftsteller auswirken«, klagte Hemingway. Doch er befolgte erstmals in seinem Leben die

Nun, im Frühjahr 1961 unternahm er zwei Selbstmordversuche mit einer Jagdflinte, wobei er jeweils nur durch das handgreifliche Einschreiten von Freunden im letzten Moment vom Abdrücken abgehalten werden konnte. Daraufhin, erneut auf dem Weg nach Rochester, versuchte er noch zweimal, aus dem Charterflugzeug zu springen, sowie bei einem Zwischenhalt in den rotierenden Propeller zu laufen. »Es wird keinen Frühling mehr geben, Hotch. Und auch keinen Herbst mehr«, sagte er in einer klaren Stunde zu seinem Freund. Und: »Was, glaubst du, passiert mit einem Mann, der auf die zweiundsechzig zugeht, wenn er sich

## Neruda und Langer

### Zwei tschechische Erzähler

Neben andern Nationalliteraturen ist das tschechische Schrifttum der Neuzeit vergleichsweise mühsam und spät zu Wort gekommen. Was davon wiederum über einen provinziellen Rahmen hinaus Geltung gehabt hätte, fand – begreiflicherweise – nur sehr spärliche Verbreitung. Die seltene Ausnahme machte etwa der »Brave Soldat Schwejka«, dem als tschechischem Don Quijote Welterfolg beschieden war.

Unter diesen Voraussetzungen ist es doppelt verdienstvoll, wenn der Winkler-Verlag, München, erneut mit Jan Neruda (1834-1891) bekannt macht. Man wähle seine »Kleinseitner Geschichten« (1878), die vor Jahrzehnten bereits bei Reclam erschienen waren und seither längst vergriffen sind. Die Wahl scheint umso glücklicher, als diese dreizehn Prosastücke ein Bild des Dichters und zugleich der Stadt Prag im 19. Jahrhundert geben können. Und überdies wird man zustimmen, wenn der Übersetzer Josef Mühlberger in seinem Nachwort von »Kleinseitner Geschichten« innerhalb der Weltliteratur spricht, »deren Weltruhm das Geschick verhindert hat, in der Sprache eines kleinen Volkes geschrieben zu sein.«

1834 auf der Kleinseite, einem linksufrigen Stadtteil Prags, in kleinbürgerlichen Verhältnissen geboren, besuchte Neruda die dortigen deutschen Schulen, um sich zunächst juristischen und philosophischen Studien zuzuwenden. Bald schon kehrt er sich jedoch davon ab und folgt seiner frühreifen literarischen Begabung: er schreift sich den fortschrittlichen dichterischen Kreisen an und bezieht bereits mit 22 Jahren

den Posten eines Feuilletonredaktors. Auch wird er später Mitbegründer verschiedener bedeutender Zeitschriften.

Nerudas literarisches Werk ist von respektablem Umfang und füllt in der Ausgabe von 1906 bis 1915 ganze 41 Bände. Welch zentraler Platz darin der feuilletonistischen Schriftstellerei zukommt, macht allein die Tatsache deutlich, dass in den Jahren zwischen 1860 und 1891 die immense Zahl von 2260 Feuilletonaufätzen entstand. Diese Produktion, mit der Neruda zum eigentlichen Begründer der tschechischen Feuilletonistik geworden ist, wirkt noch erstaunlicher, wenn man sich bei der Lektüre seiner »Kleinseitner Geschichten« vom hohen Niveau, von der Kunst dieser Arbeiten überzeugt hat. – Acht Gedichtbände kommen hinzu, Dramen, Studien und Reiseskizzen aus Frankreich und Italien.

»Eine Woche in einem stillen Haus« ist die umfangreiche erste der »Kleinseitner Geschichten« überschrieben und umfasst als Ouvertüre den ganzen Lebenskreis, in den die folgenden kürzeren Stücke mehr vereinzelt Einblick geben: Mieter, Untermieter, Kleinkrämer, Beamte, Studierende, Studenten, junges, heiratslusternes Volk und alte besorgte Weiber – alles unter einem Dach. Zu Beginn werden sie beim Begräbnis einer alten Jungfer versammelt; im Verlauf der nächsten Tage gibt eins das andere, und nach und nach wird ein jedes dem Leser näher bekannt. Neruda macht keinerlei Aufhebens, lose wie eine Reportage scheint das Ganze aufgemacht, und doch

schliessen sich die einzelnen Szenen und Streiflichter dieser Kleinseitner Bürgerwelt zu einem Gesamtbild, dicht und präsent in seiner reichen Atmosphäre. Wo man hinkommt, hin und her, für und wider geht das Treiben eines »stillen Hauses«, gewöhnlich und hintergründig, so heiter und dunkel verbunden wie das Leben selbst. Genaue Beobachtung des menschlichen Alltags führt zum Verständnis des Menschen, wie er hier und jetzt – und immer ist.

Die Prager Kleinseite wird so zum Schauplatz einer »comédie humaine« im kleinen. Eine gewisse Verwandtschaft zu gleichzeitigen Strömungen in der europäischen Literatur ist nicht zu übersehen; zum »Realismus«, wenn man will: im sozialen Interesse, der Beobachtung verschiedener Klassen, Berufe und ihrer Mentalität, auch in der aufmerksamen Genauigkeit des Details. Doch, wenn man dem Vergleich mit Balzac folgt, zeigen sich sogleich die Grenzen dieser Entsprechung. Neruda porträtiert zwar seine Umwelt, und was da an soziologischem Material alles in den Blick kommt, ist beträchtlich. Das Eigenartige aber, das Unvergleichliche und Beste dieser Skizzen, liegt jenseits des Stoffes; die Darbietung macht es aus: Neruda geht freier und behutsamer vor: leise zu Stille, mit klugem Lächeln für Menschlich-Allzumenschliches und zuweilen auch verhalten traurig oder ironisch über Wüstes und Gemeines.

Von Frantisek Langer legt die Nymphenburger Verlagsbuchhandlung, München unter dem Titel »Ein Koffer aus Uebersee« sieben Geschichten eines Briefmarkensammlers vor. Landsmann von Neruda, ist Langer 1888 ebenfalls in Prag geboren und als Dramatiker und Erzähler bekannt geworden. Unter den wenigen deutschen Übersetzungen

werden sich einige vielleicht des Bühnenstückes »Das Kamel geht durch ein Nadelöhr« erinnern.

Schlüsselfigur dieser Geschichten ist der wunderliche Herr Ignác Král, Prager Bankprokurist zur Not und Briefmarkensammler aus Passion. Vor Jahrzehnten hat er die Verlobung mit seiner Johanka aufgelöst, da diese unbekümmert einen kostbaren Viererblock »Rosa Merkur« auseinandergeschritten hatte. »Im Innersten ihrer Seele war sie eine Feindin der Marken, wenn sie mit der Schere auf sie losging. Sie schützte ihr Interesse und das geduldige Zuhören nur vor, um mich zu angeln. Gut, dass sie ihr wahres Gesicht rechtzeitig hervorgekehrt hatte, mir und ihnen wäre es später schrecklich ergangen.« Vereinsamt, doch still zufrieden hält sich Král seither an sein Philatelistenethos. In alten Vitrinen und Kommoden hütet er seine tausend kleinen Kostbarkeiten, und wenn er bei einer Tasse Kaffee vor einem Prachtexemplar gelegentlich länger verweilt, dann dämmert oft absonderliche Erinnerungen auf, wie sie Langer hier witzig pointiert berichtet. Geschichte hat die kleinen Dinge geprägt, »die ohne einen Schuss Phantasie blosses Papierschnitzel bleiben«, und mitunter machen sie selbst auch Geschichte.

Langer war selber Briefmarkensammler. Kein Wunder also, wenn Philatelisten hier eine Hausfibel finden. Andere werden sich ihrer verstaubten Markenalbum erinnern, und jeder, der ein unbeschwert-behagliches Geschichtsbuch von damals zu schätzen weiss, wird mit einem glänzenden, humorvollen Erzähler Bekanntschaft machen. – Franz Peter Künzel verdankt man die gewandte Uebersetzung. Eigentlich vermisst man bloss ein kurzes Nachwort mit den nötigsten biographischen Angaben.

Urs Herzog

### neue schallplatten

### Am Rande des Repertoires

mg. Auf zwei Werke ist hinzuweisen, die in unserem eher bemessenen Musikleben eher am Rande stehen. Erfreulich, dass gerade die Schallplattenproduktion die Möglichkeit zu einer Pionierleistung ergriffen hat. In der Tat zeigen sich hier die aussichtsreichsten Möglichkeiten der mechanischen Wiedergabe – zu Unrecht Ueberangenes hervorzuheben, den schmalen Bereich des Standardrepertoires auszuweiten und vielfältiger zu gestalten.

Von manchen wird Hector Berlioz als der bedeutendste Meister der französischen Romantik gepriesen; das Lob gilt freilich nur für einen verhältnismässig kleinen Bereich seines Schaffens. Ein so gewichtiges Spätwerk wie das Oratorium »L'enfance du Christ« etwa besitzt ausgesprochenen Seltenheitswert in den Konzertsälen. In dieser biblischen Trilogie greift Berlioz auf das Matthäus-Evangelium zurück; doch hat er sich Änderungen gestattet, die seinen Ideen einer »Dramatisierung« entsprechen und namentlich das psychologische Moment – der erste Teil, »Der Traum des Herodes« genannt, entwirft ein breites Charakterbild des finsternen Tyrannen – scharf herausmeisseln.

Berlioz' Inspiration, das lässt sich nicht verkennen, steht nicht mehr auf jugendlicher Höhe. Jedoch hat der Meister auch alle »Sensationen« der frühern Jahre abgelegt, erstrebt er einen zuchtvoll vereinfachten Stil. Wie immer bestätigt er sich als souveräner Beherrscher der Nuance, des delikate behandelten Details. Am eindrucklichsten sind die lyrischen Partien gelungen: der Schluss des I. Teils mit der Geburt Christi und der gesamte zweite Teil, bei dem archaisierende Tendenzen (mit Anlehnungen an Luthers Choräle) in den Vordergrund treten. Der mittlere Abschnitt ist der Kern sogar in einem doppelten Sinne: von dieser Keimzelle aus ist das in vier Jahren geschriebene Werk (1850-54) nach beiden Seiten gewachsen.

RCA hat jetzt »L'enfance du Christ« in der preislich vorteilhaften Victrola-Serie (VICS 6006 A/B) herausgebracht. Glanzpunkt der Aufnahme ist das Orchester: das von Charles Munch geführte »Boston Symphony Orchestra« demonstriert eine Brillanz sondergleichen. Unterschiedlicher sind die Leistungen des ein wenig schwerfälligen Chores (vielleicht hatte der »New England Conservatory Chorus« mit der französischen Sprache Mühe) und der Solisten. Vortrefflich Gérard Souza, angemessen Cesare Valletti und Florence Kopleff, zu operhaft Giorgio Tozzi in gleich drei »Rollen«.

★

Noch um einiges freier mit der biblischen Historie ist der italienische Librettist Temistocle Solera umgesprungen: in seinem Drama »Nabuccodonosor« entspricht einzig die Titelfigur und das zentrale Motiv der jüdischen Gefangenschaft in Babylon geschichtlicher Ueberlieferung; die Schürzung diverser dramatischer Knoten ist ein reines Produkt der Dichterphantasie. Der Deutsche Otto Nicolai (dessen »Temple« damals zum Grosseffolg geworden war) hätte eigentlich diesen Stoff für die Mailänder Scala komponieren sollen. Er lehnte ihn ab, und so spielte der emsige Intendant Merelli das Libretto dem knapp 28jährigen Giuseppe Verdi zu, der nach dem Misserfolg seiner ersten beiden Opern (»Oberto« und das Lustspiel »Un giorno di regno«) das Komponieren bereits hatte aufgeben wollen.

»Nabucco« vermochte dem italienischen Opernmeister nationalen Ruhm zu verschaffen; internationale Anerkennung hat er sich freilich erst zehn Jahre später mit dem »Rigoletto« errungen – dazwischen liegen die »Galeerenjahre«. Noch ist der junge Verdi der publikumswirksamen Trivialität nicht ganz entrückt – aber er versteht es, das Banale künstlerisch und menschlich zu verlichten. Auch von den Vorbildern hat er sich noch keineswegs ganz lösen können: in der kantablen Melodik zeigen sich die Spuren Bellinis, und Rossinis »Mose« scheint deutlich als Modell gedient zu haben.

Unverkennbar ist trotz allem der Atem des genialen Dramatikers. Er zeigt sich in den Ensembles – am prächtigsten im Terzett des 1. Aktes – und vor allem in den magnifizenten Chören. Lamberto Gardelli, der dynamische Dirigent der neuen Decca-Aufnahme (SET 298-300), entschläckelt die Musik von traditionell gewordener Schlamperei und lässt den Wiener Staatsoperchor selbst das altbekannte »Va pensiero« singen, als handle es sich um ein neues Stück. Tito Gobbi (in der Titelrolle) ist nicht nur ein überragender Sänger, sondern ebenso sehr ein magistraler Gestalter; unvergleichlich, wie er den Wahnsinn »erhörbar« macht. Daneben ein Stimmwunder, dem man eine phänomenale Zukunft voraussagen darf: die erst 23jährige Griechin Elena Suliotis Abigail. Die übrigen Mitwirkenden – Carlo Cava, Bruno Prevedi, die eher enttäuschende Dora Carral – sind im allgemeinen zufriedenstellend, wenn sie auch kaum soviel Profil gewinnen wie die beiden überragenden Protagonisten.